

Modernität, Frankfurt/M. 1988). Darüber hinaus bietet er im Anhang eine dankenswerte Bibliographie: Bibliographien (u. Forschungsberichte), Hauptschriften B.s, deutsche Übersetzungen, sodann – in Ergänzung zur Bibliographie von Virgoulay/Troisfontaines – sonstige Übersetzungen (1984–1993) und Sekundärliteratur (1976–1994 – auf das chronologische Gesamt-Verzeichnis der deutschen [von 1894 (Lasson) bis 1992 (Wilmer) in: M. B., *Der Ausgangspunkt des Philosophierens*, Meiner 1992, hat R. zuvor schon verwiesen]. Mitarbeiter-Verzeichnis und Namenregister beschließen den Band. Dankstoß und Arbeitsinstrument, dem man entsprechende Wirkung wünschen möchte. J. SPLETT

DAMAST, THOMAS, *Jean Paul Sartre und das Problem des Idealismus*. Eine Untersuchung zur Einleitung in „L'êtré et le néant“. Berlin, Akademie Verlag 1994. XXIV/344 S.

Es handelt sich um eine sehr detaillierte und sorgfältige („close reading“ [5]) Kommentierung der ersten fünf Abschnitte der Einleitung von „L'êtré et le néant“, in denen Sartre die Fundamente seiner phänomenologischen Ontologie ausarbeitet. Der untersuchte Text umfaßt kaum 20 Seiten, die aber als außerordentlich schwierig gelten. Im ersten Hauptabschnitt untersucht Sartre weniger den Phänomenbegriff bei Husserl und Heidegger selbst, als daß er als Grundlage seiner dann folgenden Überlegungen einen auf Husserl zurückgehenden Begriff von Phänomen exponiert, den er ab dem zweiten Abschnitt seiner Einleitung auf sein ontologisches Fundament hin untersucht. Da diese Abschnitte eine in sich geschlossene Abhandlung bilden (man kann sie geradezu als eine „philosophische Summe des 20. Jahrhunderts“ bezeichnen [6]), bleibt der letzte Abschnitt 6 von Sartres Einleitung hier außer Betracht. Sartre sucht seine vortheorietischen Grundüberzeugungen zu begründen, zu denen er durch seine Lebenserfahrung gelangt ist; es geht ihm darum, weder die unmittelbaren Gegebenheiten der Erfahrung als einen bloßen „Schein“ zu entwerten noch die Realität in die Gesamtheit unserer Vorstellungen von ihr aufzulösen (vgl. 308). Dabei führt er zu seinem eigenen Standpunkt immer über eine Auseinandersetzung mit der Philosophiegeschichte. Es scheint, daß bei Sartre die Ontologie ihre Begründung im Zusammenhang mit einer Kritik der Metaphysik im traditionellen Sinn erfährt; Sartre kennt jedoch selbst eine Metaphysik, die allerdings, im Gegensatz zur und als Fortsetzung der phänomenologischen Ontologie von „L'êtré et le néant“ spekulativ wäre (und – unter anderem – die Frage behandeln müßte, warum das Sein denn überhaupt den ontologischen Akt vollzieht und Bewußtsein aus sich hervorbringt). Sartre will zeigen, daß Sein unabhängig von der Beziehung auf eine Subjektivität ist und deshalb auch nicht als „aus dem Nichts geschaffen“ verstanden werden kann. Was Sartre in den ersten fünf Abschnitten der Einleitung in Auseinandersetzung vor allem mit Descartes, Kant, Husserl und Heidegger sagen will, läßt sich nach D. so zusammenfassen: „Das Seiende ist zwar nur Phänomen, d. h. eine unendliche Mannigfaltigkeit von Erscheinungen; aber in Gestalt von Seiendem enthüllt sich ‚etwas‘, das – ebenso wie die Subjektivität – nicht der ‚Bindung der Gegebenheit‘ unterliegt.“ (305) Sartre wendet sich damit gegen den Versuch, im Sinne von Berkeleys „esse est percipi“, ‚Sein‘ (bzw. ‚sein‘) als ‚gedacht-‘, bzw. ‚erkannt-werden‘ oder ähnlich zu bestimmen. Er betrachtet einen solchen Standpunkt als idealistisch bzw. phänomenistisch und lehnt ihn in seinen beiden Varianten des „absoluten Phänomenismus“ und des „subjektiven Idealismus und objektiven Phänomenismus“ ab. Der absolute Phänomenismus bestünde in der Behauptung, daß nicht zu erscheinen nicht zu sein heißt. Dagegen besagt der bloß objektive Phänomenismus, daß zwar das Bewußtsein die Gegebenheiten „aus dem Nichts schafft“, selbst aber nicht bloß „als“ Gegenstand einer anderen Subjektivität ist. Nach Sartre ist Bewußtsein grundsätzlich als „Bewußtsein von ...“ zu bestimmen und verlangt damit nach einer von ihm unabhängigen Grundlage des Seienden. Dies ist jedoch etwas völlig anderes als die metaphysische Vorstellung eines sich hinter dem Phänomen verbergenden Dinges an sich. Vielmehr begegnet das Sein nur in der Erscheinung selbst. Aber der Begriff Phänomen beinhaltet nach Sartre, daß jede Erscheinung eines Seienden auf die unendliche Mannigfaltigkeit seiner anderen möglichen Erscheinungen verweist. Dieser Horizont verleihe einer Gegebenheit überhaupt erst den Sinn, Erscheinung von

Seiendem zu sein, und mache das, was sich zeigt, als von der Subjektivität verschieden erkennbar. „Die Gegebenheit des Seienden als von der Subjektivität verschieden setzt [...] laut Sartre die ‚individuelle‘, die ‚numerisch-existentielle‘ Unterschiedenheit des Seienden von der Subjektivität oder ‚reelle Transzendenz‘ des Seienden voraus“ (24). Die Objektivität läßt sich also nicht als eine Art Objektivierung der Subjektivität erklären (249). In diesem Verständnis konstituiert sich das Bewußtsein selbst als grundsätzlich endlich (240); dies ist geradezu der Grundgedanke Sartres. Seinen atheistischen Standpunkt begründet Sartre dann in der Weise, daß es auf die Frage, warum Sein ist und nicht vielmehr nichts, keine Antwort geben könne; denn eine Begründung des Seins der Welt mit Gott würde bedeuten, daß zwei miteinander unvereinbare Typen von Sein in Gott zusammenfallen müßten: ein „*ens causa sui*“ im Sinne von Descartes (275) bedeutet einen Selbstwiderspruch. – Die Sartre-Interpretation des Autors erscheint dem Rezensenten gut begründet und vollkommen stimmig. Es gelingt ihm, einen bekannt schwierigen Text verständlicher zu machen, so daß man auf dieser Basis weiterarbeiten kann. Besonders spannend sind die Hinweise darauf, wie Sartre in der Auseinandersetzung vor allem mit Descartes und Husserl deren Argumentationsweisen zum Teil umbiegt und möglicherweise absichtlich mißversteht. Nach Auffassung des Rezensenten hat Sartre mit der Ablehnung eines „Gottes“ im Sinn von Descartes vollkommen recht. Der Fehler dieses Gottesverständnisses besteht darin, daß man sich zunächst eine Art „höchstes Wesen“ vorstellt, von dem man dann behauptet, es habe die Welt aus dem Nichts geschaffen, indem es ihr durch die bloße Tatsache, sie vorzustellen, wirkliches Sein verleiht. In einem Gott und Welt übergreifen wollenden Denken wird damit die Welt aus einem vorausliegenden Gottesbegriff, der aber nur eine menschliche Selbstprojektion ist, deduziert. Ein solcher Gottesbegriff ist jedoch von vornherein unvereinbar mit der in der christlichen Botschaft behaupteten (wenn auch selbst von Christen gewöhnlich gar nicht ernst genommenen) Unbegreiflichkeit Gottes. Denn hier wird umgekehrt von der Welt gesagt, sie sei in allem, worin sie sich vom Nichts unterscheidet, nichts als ein „restloses Bezogensein auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“. Das Woraufhin dieses Bezogenseins wird nicht anderswoher als bekannt vorausgesetzt, sondern kann allein dadurch bestimmt werden, daß schlechthin alles, was existiert, nichts als Relation auf dieses Woraufhin ist.

P. KNAUER S. J.

BÖHMER, OTTO A., *Neue Sternstunden der Philosophie*. Schlüsselerlebnisse großer Denker von Platon bis Adorno (Beck'sche Reihe 1130). München: Beck 1995. 194 S.

1994 veröffentlichte Otto A. Böhmer das Buch „Sternstunden der Philosophie. Schlüsselerlebnisse großer Denker von Augustinus bis Popper“. (Vgl. dazu meine Rezension, in: ThPh 70 [1995] 449f.) Der große Erfolg dieser Arbeit veranlaßte den Autor, eine Fortsetzung zu schreiben. So entstand das vorliegende Buch. Es versucht, über die Schlüsselerlebnisse der jeweiligen Philosophen zu deren Hauptidee vorzudringen. „Ihnen, den Philosophen, gilt ... das Interesse dieses Buches, wobei wir dreist genug sind, uns für die jeweilige Lebensgeschichte eines Philosophen mindestens ebenso sehr zu interessieren wie für die Werke, die er hinterlassen hat. Es geht um Vorgänge, Erlebnisse, Denkanstöße, die in der Biographie eines Philosophen Auslöser für seine intensive Beschäftigung mit der Philosophie selbst gewesen sein könnten“ (7). Freilich sind die sogenannten Schlüsselerlebnisse häufig nur recht lose mit der Hauptidee des jeweiligen Denkers verbunden. Auch die entsprechenden Überschriften zu dem Kapitel bzw. zu jedem Philosophen geben nur in etwa die Richtung an, in welche die (philosophische) Fahrt gehen soll. Oft genug ist es eine „Fahrt ins Blaue“. Aber das ist kein Manko, sondern es ist so gewollt und macht den Reiz des vorliegenden Büchleins aus. Dieses ist ja offenbar nicht für Fachkollegen geschrieben, sondern für ein breites Publikum. B. behandelt 13 Philosophen; auf einige wenige möchte ich etwas näher eingehen. Für Platon (Das Wesen der Dinge, 11–23) war *das* Erlebnis die Begegnung mit Sokrates. Dieser Mann versuchte Leben und Denken in Einklang zu bringen. Diesen Versuch unternahm auch Platon. Aus diesem Grund widmete er sich hin und wieder der Politik, freilich ohne großen Erfolg. Die Hauptidee Platons war seine Ideenlehre. Das Wesen der Dinge liegt für Platon in den Ideen. Er sieht diese als unsinnliche, überweltliche Wirklichkeiten an, die ein